

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 29 (1949-1950)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Augustinus

Unbestritten ist *Augustinus* einer der größten, wo nicht der größte Kirchenlehrer der Christenheit. Der Autor des hier besprochenen Buches ist wie in der Philosophie, so auch in der katholischen Theologie wohlbewandert¹⁾. Unermüdlich führt er den Leser durch das Leben des Gelehrten, aber er bleibt nicht an den wissenschaftlichen Gedankengängen hängen, in den manichäischen, donatistischen, pelagianischen und zuletzt in den politischen Auseinandersetzungen, die übrigens teilweise nebeneinander herliefen, sondern er läßt uns auch in die äußern Erlebnisse hineinschauen, die wir hier im allgemeinen als bekannt voraussetzen, die verschiedenen Lebensstationen, die Freundschaften, die Tätigkeit als Lehrer, Priester, Bischof, Staatsmann, Schriftsteller, Briefschreiber. Die einschneidendsten Ereignisse seines Lebens, das sogenannte «Gartenerlebnis» — die Bekehrung — das Gespräch mit der dem Tod nahen Mutter Monnika in Ostia werden anschaulich geschildert. Nach manchen Irrgängen in der Lebensführung und in der Literatur kommt er dem Neuplatonismus und damit auch Paulus nahe und wird so der große Lateiner, während ihm die griechische Bibel fern steht und die Ursprache des Alten Testaments ganz fremd bleibt. Den letzten ihm gewordenen Auftrag, ein großes Bibelwerk zu verfassen, mußte er wegen des ihm nahenden Todes unerledigt lassen und die politischen Ereignisse, der drohende Untergang des römischen Reiches, die Eroberung Roms unter dem Westgotenkönig Alarich anno 410, rückten andere Pläne in den Hintergrund und gaben vielmehr Anlaß zu dem 22 Bände füllenden Werk: *De civitate Dei* und *De civitate terrena*.

Kienitz verfährt nicht unkritisch. Er verschweigt nicht die Flecken in Augustins früherer Lebensführung und die Mängel und Schwächen auch in der geistigen Arbeit, zum Beispiel in sprachlicher und historischer Hinsicht. Aber mit Recht hebt er den ungeheuren Umfang von Augustins Lebensarbeit hervor. Man weiß, wie hoch auch ein Luther von Augustin gedacht hat. Unbegrenzt ist für Kienitz die Bedeutung Augustins für die Festigung des Katholizismus, während freilich das Verständnis für den Protestantismus eines Luther oder Calvin — Zwingli wird überhaupt nicht erwähnt — oder gar für protestantische Theologen (z. B. Harnack) weniger groß ist. Alles in allem werden auch wir zustimmen, daß wir an Augustin eine geistige Kraft von außergewöhnlichem Ausmaß besitzen. Luther hat die Hauptwerke Augustins, und zwar nicht nur einmal, gelesen und wohl im Gedächtnis behalten. Er bemerkt die Unterschiede zwischen der Auffassung Augustins, der höchsten kirchlichen Autorität, die die Reformatoren gelten ließen, und der echt evangelischen: «Nicht durch unsere sittliche Gesamterneuerung oder die Gesamtheit der durch den Geist der Gnade in uns auflebenden Tugenden und Gnaden werden und bleiben wir gerecht vor Gott, sondern allein durch die gläubige Zuversicht zu ihm» (Köstlin, Luther). Zwingli hat Augustin schon in Glarus studiert. In seinem philosophischen Denken erinnert er vielfach an Augustin. In bezug auf die Erbsünde weicht Zwingli wohl am weitesten von Augustin ab. «Er will den Begriff der Verschuldung nur da angewandt wissen, wo mit Bewußtsein und Absicht gehandelt worden ist. Augustin habe sich deswegen in dieser Lehre vollständig geirrt» (Steehelin, Zwingli).

¹⁾ Erwin Roderich von Kienitz: *Augustinus, Genius des Abendlandes*. Abendland-Verlag, Wuppertal 1948.

Augustin war mit Leib und Seele Afrikaner. Wie er mit Ambrosius, trotz der Hochschätzung hauptsächlich seiner Predigerwirksamkeit, nie in ein inneres Verhältnis kam, so ging es ihm eigentlich auch in Rom. Nach seiner Bekehrung war es sein Wille, rasch nach Afrika zurückzukehren, und nur unsichere politische Verhältnisse und dann der Tod der Mutter hielten ihn in Italien zurück. Es bedurfte schon der allgemeinen Not, um ihn zum Römer zu machen. Aber er blieb auch dann in Afrika, und unterzog sich dort mancherlei Beschwerden, um für seine Diözese zu tun, was möglich war. Krank, dem Tod entgegend, verlangte er, daß ihm die sieben Bußpsalmen in Abschrift ans Bett geheftet werden, damit seine Gedanken und Gebete in den Wegen dieser Psalmen gingen. Eines seiner letzten Worte war: «Angesichts dieses Unglücks bitte ich Gott, diese Stadt (die Bischofsstadt Hippo Regius) von der Belagerung zu befreien, oder wenn dies nicht in seinem Plan liegt, seinen Dienern die notwendige Kraft zu geben, seinen Willen zu erfüllen oder wenigstens mich aus dieser Welt wegzunehmen und in seinen Schoß aufzunehmen».

Er starb am 28. August 430. Seine Bibliothek blieb unverehrt, sonst hinterließ er kein Vermögen. Seine Gebeine kamen 723 nach Pavia, wo sie heute noch liegen.

Leider hat die Not der Zeit verhindert, dem Buch die ihm gebührende äußere Ausstattung zu geben.

Arnold Zimmermann

Schweizerischer Humanismus

Im Jahr 1515 erschien die *Helvetiae descriptio et panegyricum* des Heinrich Loriti, genannt *Glarean*, erstmals im Druck. Der von Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönte *magister artium* besingt in seinem Lobgedicht die Schönheit des Vaterlandes und den Ruhm der Eidgenossen. Überströmende patriotische Empfindungen haben ihm die Feder in die Hand gedrückt. Noch quillt diese frühe Beschreibung der Schweiz nicht aus unmittelbarem Erleben. Noch schaut der Verfasser unser Land mit den Augen der Griechen und Römer, aber das Interesse am eigenen Wesen und der Stolz über die eigene Leistung sind wach geworden.

Werner Näf, Ordinarius für neuzeitliche Geschichte an der Universität Bern und Biograph *Vadians*, hat uns durch eine Neuausgabe des lateinischen Textes, dem eine prachtvolle deutsche Versübertragung zur Seite gestellt ist, den Zugang zu diesem schönen Zeugnis humanistischen Geistes erleichtert. Das Werk enthält Illustrationen aus der *Stumpfschen Chronik* von 1648 und erfüllt auch drucktechnisch die verwöhntesten Wünsche¹⁾.

Hans Senn

Neuwertung der Heimatgeschichte

Bei all dem Vielen, das unsere schweizerische Geschichtsforschung zu leisten sucht, wird sie nicht müde, tiefer namentlich in das Werden des eigenen völkischen und staatlichen Daseins Einblick zu gewinnen. Nicht nur hat soeben Gottfried Guggenbühl den Beweis erbracht, daß sich die *Schweizer* Geschichte von bisher ungekannten Aspekten bewerten läßt; auch die Vergangenheit einzelner *Kantone* wie Bern, Luzern, Schaffhausen, Thurgau und Graubünden fand in den letzten Jahren bemerkenswerte Neuwürdigungen, und anderswo ist weiteres dieser Art im Tun.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich *Anton Largiadèr* um unsere engere Heimat, indem er eine neue *Geschichte von Stadt und Landschaft Zürich* in zwei Bänden vorlegte*). Sie ersetzt gleichsam das heute vergriffene, ähnlich betitelte Werk von Karl Dändliker, zeigt sich aber doch als etwas weitgehend Neues. Zur Hauptsache

¹⁾ Heinrich Glarean: Beschreibung der Schweiz, Lob der Dreizehn Orte. Herausgegeben und übersetzt von Werner Näf. Tschudy-Verlag, St. Gallen 1948.

*) Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich 1945.

hatte sich der Verfasser vorgenommen, eine Darstellung seines Gegenstandes «nach neueren Gesichtspunkten unter Einbeziehung gewisser kulturhistorischer Entwicklungslinien» (II, S. 350) zu geben. Besonderes Gewicht legte er «auf die Schilderung des Verfassungslebens und der fortwährenden Verschiebungen» im «politischen Aufbau des Zürcher Staates». Tatsächlich ist sein Werk stark kultur-, wirtschafts- und rechtshistorisch gerichtet; in solchen Bereichen schöpft der Autor als zürcherischer Staatsarchivar aus erster Quelle. Hier gewinnt seine Darstellung durch eigene Überlegungen und Forschungsergebnisse, hier vor allem kennzeichnet Präzision bei aller Knappheit seine Ausführungen; hier zeigt sich, wie solid er urkundlich versiert ist. Sein Bild der letzten fünfzig Jahre kantonalen Geschehens will der Verfasser lediglich als Versuch, als Vorstoß in Neuland gewertet wissen; berichtet er auch ausgiebig über die jüngste Vergangenheit, so findet sich darin wenig wissenschaftlich Neues. Seine Gesamtdarstellung schließt mit einer Übersicht, die das Zürich von heute aus seinem Werden zusammenfassend erklärt und in Beziehung zur Vergangenheit setzt.

Auf dem Niveau moderner Forschung hält sich vor allem, was Largiadèr über das Lehenswesen sagt; so versteht er ein wirklich ausgestaltetes Bild der Besitzrechte um 1300 zu schaffen. Deutlich tritt außerdem zutage, daß er sich mit der engeren Ortsgeschichte da und dort im Kanton herum befaßt hat. Aus derartigen kleinen und kleinsten Bausteinen setzt sich sein kulturgeschichtlich aufschlußreiches Bild zusammen. Speziell weist er sich über eingehende Kenntnisse in der Winterthurer Geschichte aus, die denn auch nach Verdienen ihre Berücksichtigung gefunden hat. Hinsichtlich der Winterthurer Wirtschaftsentwicklung, namentlich der neuesten Zeit, vermag er aus besonders reichlichen und zuverlässigen Quellen zu schöpfen. Als wertvoll dürfen wir wohl auch seine Skizze der wirtschaftlichen und sozialen Zustände, wie sie sich infolge der industriellen Revolution herausbildeten, ansprechen. Mit Sorgfalt sucht er geistige Strömungen, besonders politische Parteien, zu charakterisieren; gegen Ende würden seine geistesgeschichtlichen Betrachtungen durch schärfere Differenzierung gewinnen. Der Anteil Zürichs und auch der übrigen Schweiz an der naturwissenschaftlich-mathematischen Aufklärung erfährt eine auffallend zurückhaltende Wertung. Allen wesentlichen Problemen geht der Verfasser nach; ein prägnanteres Herausarbeiten der Resultate ließe sich da und dort wünschen.

Wohlthuend und klärend wirkt auf den Leser das konsequente Streben nach objektiver Erzählung und Beurteilung bei heiklen Gegenständen wie namentlich den Glaubensstreitigkeiten; übrigens wird der Zürcher Landeskirche im späteren 16. Jahrhundert eingehende Betrachtung zuteil. Die nämliche ruhige Unvoreingenommenheit tritt sehr vorteilhaft zutage bei der Schilderung des Zürichputsches von 1839 und seiner Vorgeschichte wie später des Landestreikes von 1918; im letzteren Fall geht die Diskretion etwas weit, wenn sich der Autor hütet, über die umstrittene Haltung des damaligen Zürcher Regierungsrates irgendwelche Worte zu verlieren.

Als wesentliches Positivum wirkt sich das Hervorheben bedeutender Bürgermeister, überhaupt verdienter Persönlichkeiten aus. Der Verfasser weiß Porträts zu zeichnen; übrigens hätte der Charakteristik Zwinglis auch in diesem Buche ein Vergleich mit Luther folgen sollen. Mit Freude liest man die unbeirrbar Würdigung sowohl eines Ulrich Wille als eines Hermann Greulich. Gelegentlich wird des Personellen fast zu viel. Gern kennzeichnet der Autor durch Zitate Dritter oder der skizzierten Persönlichkeiten selbst. Viel liegt ihm daran, die engere mit der weiteren landesgeschichtlichen und der universalen Entwicklung durch Brückenschläge in Beziehung zu setzen. In dieser Hinsicht verdient einen speziellen Hinweis die fesselnde Art, wie Largiadèr den Stimmungswandel und die politischen Anpasser in den ersten Monaten des Jahres 1798 kennzeichnet.

Selbstverständlich setzt sich ein Werk dieses Umfanges auch gewissen Einwendungen aus. Bei verschiedenen Partien erhebt sich die Frage, ob sie nicht nach Form oder Inhalt ein besseres Ausfeilen ertragen hätten. So dürften da und dort die Zusammenhänge straffer gestaltet und — unter Vermeidung einiger Wiederholungen — die Gedankengänge schärfer entwickelt werden. Solche Dinge vermögen jedoch das große Verdienst Largiadèrs, unserer Generation eine fesselnde, aufschlußreiche, wissenschaftlich wohlfundierte Geschichte Zürichs geschenkt zu haben, kaum zu schmälern.

Otto Weiß

Liberalismus und Nationalismus im 19. Jahrhundert

Immer deutlicher tritt uns das 19. Jahrhundert als geschlossene Epoche vor Augen — als geschichtliche Individualität allerdings nicht begrenzt durch die Jahrhundertwenden, sondern durch die Jahre 1789 und 1914. Zweifelsohne sind in den Begriffen Liberalismus und Nationalismus die Hauptprobleme dieser geschichtlichen Epoche umschlossen. Das 19. Jahrhundert ist die Geschichte der liberalen und nationalen Ideen und ihrer mehr oder weniger legitimen Abkömmlinge. Diese Geschichte zeigt uns, wie die beiden Ideenströme — aus mannigfachen geistesgeschichtlichen Wurzeln sich herleitend — durch die Französische Revolution zu machtvoller Wirkung kommen, durch Rezeption, aber auch Reaktion der andern Völker zu allgemein-europäischen Bewegungen anwachsen; sie zeigt, wie sie sich mit den alten Gewalten auseinandersetzen, dabei sich finden und, aneinander sich emporrankend, zur vollen Blüte im Völkerfrühling des europäischen Revolutionsjahres 1848 gedeihen. Diese Geschichte zeigt uns dann aber, wie die freie Synthese von liberaler und nationaler Idee zu keinem geschichtlich haltbaren Erfolg zu führen vermag und wie damit bereits ihre Auflösung und Entartung beginnt. 1848 ist eine Zäsur: die «idealistische» Phase in der Geschichte der nationalen und liberalen Ideen geht hier zu Ende; ihre «realistische» Entwicklungsphase beginnt. Ihr Produkt wird der militärisch starke Machtstaat und der imperialistisch ausgerichtete Unternehmerstaat sein. Militarismus und Imperialismus werden zu entscheidenden Faktoren im Kräftespiel der Geschichte. Die hohen politischen und ethischen Ideale des Liberalismus weichen immer mehr den Interessen eines rein wirtschaftlich ausgerichteten Liberalismus (wie Benedetto Croce den rein ökonomischen Liberalismus nennt). Die kosmopolitischen und humanistischen Momente der nationalen Idee werden an die Wand gedrückt. Es entsteht der Nationalismus im üblen Sinne des Wortes. Unter solchen Aspekten geht das 19. Jahrhundert zu Ende.

Alle Bücher, die wir hier kurz betrachten wollen, haben dieses eine Thema zum Vorwurf, wenn auch unter verschiedenen Gesichtspunkten und von verschiedenen Voraussetzungen aus. *Hans Kohn*, ursprünglich tschechischer Herkunft, jetzt amerikanischer Historiker, der sich schon in verschiedenen Arbeiten mit den Problemen des Nationalismus beschäftigt hat, versucht in seinem neuesten Werk an Hand von Porträts einiger *nationaler Propheten* uns in Wesen und Unwesen des Nationalismus Einblick zu verschaffen¹⁾. Die Reihe beginnt mit dem englischen Philosophen und Politiker John Stuart Mill, dann folgt der französische Historiker Jules Michelet, für Italien steht der Freiheitskämpfer Giuseppe Mazzini, für Deutschland der Geschichtschreiber Heinrich von Treitschke, und geschlossen wird der Kreis durch den russischen Schriftsteller Dostojewski. Kohn ist sich der Probleme, welche seine Methode, eine Persönlichkeit für das gesamte Denken und Fühlen einer Nation zu stellen, aufwirft, voll bewußt. «Es wäre ein gefährlicher Irrtum, zu vermuten, daß irgendeiner von ihnen das Gesamtbild seiner Nation und ihrer Tendenzen verkörpere. Denn der Nationalcharakter ist ein höchst verwickeltes Phänomen mit Strömungen und Gegenströmungen in Denken und Wollen, vielfältig in der menschlichen Weite individueller Variationen». Und doch gibt es so etwas wie eine nationale «Idee», und die «nationalen Propheten» sind es, die ihr lebendigen Ausdruck verleihen und sie damit zur normativen Form erheben. Dadurch werden sie zu *typischen* Vertretern des nationalen Denkens und Strebens. Somit ist es auch klar, daß es von der Auswahl der Typen abhängt, wie gut oder wie schlecht eine Nation wekommt, d. h. wie egoistisch oder wie harmlos ihr Nationalismus ist. Aber solange man auch suchen mag, es sind kaum typischere Vertreter ihrer Völker zu finden. Innerhalb dieser selbst gesehenen Beschränkung sind Kohns Studien etwas vom Besten über dieses Thema. Geradezu glänzend meistert er, besonders bei Michelet und Mill, das Urproblem aller ideengeschichtlichen Betrachtung: die Verschmelzung von Individuum und Allgemeinem: wie das eine im andern und vom andern lebt, wie sie sich gegenseitig befruchten, aber auch bedingen.

¹⁾ Hans Kohn: *Propheten ihrer Völker*. Mill, Michelet, Mazzini, Treitschke, Dostojewski. Studien zum Nationalismus des 19. Jahrhunderts. Francke, Bern 1948.

Die Untersuchungen Kohns zeigen, wie die nationale Idee eine legitime geschichtliche Aufgabe zu erfüllen hatte, aber, wie alle Ideen, die Möglichkeit zur Entartung schon keimhaft in sich trug. Es zeigt sich auch, wie schwierig es ist, zwischen berechtigtem und unberechtigtem Nationalismus zu unterscheiden, also begriffliche Unterschiede zu machen etwa zwischen Nationalgefühl, nationaler Idee, Patriotismus einerseits und Nationalismus im üblen, extremen Sinn andererseits (wie dies etwa auch Johan Huizinga und Friedrich Meinecke getan haben). Es erhebt sich ja sofort die Frage, wo die Maßstäbe für solche Beurteilung zu suchen seien. Vielleicht ist es doch einfach so, daß berechtigter nationaler Anspruch da vorhanden ist, wo alle Rechte, die dem eigenen Volk zukommen sollen, auch den andern Völkern eingeräumt werden, genau wie in der individuellen Sphäre, wo die persönliche Freiheit an der Freiheit der andern Menschen ihre Grenze finden muß. Gefährlich wird der Nationalismus dort, wo die Idee einer Weltmission, einer höheren messianischen Berufung des eigenen Volkes (die dann auch einer Verherrlichung des eigenen Volkes ruft) sich mit dem Nationalgefühl verbindet. Von solch gefährlichen Illusionen war unter den fünf nationalen Propheten Kohns nur Mill völlig frei. Noch schlimmer als Treitschke war in dieser Beziehung Dostojewski. Und gerade hier zeigt sich uns der epigonenhafte Charakter der modernen aggressiven und messianischen Nationalismen. Man braucht für Dostojewskis Idee von der Mission der orthodoxen Kirche einfach Kommunismus und für seine Vorstellung eines panslawischen Krieges gegen den Westen Weltrevolution einzusetzen, um das Programm des «neonationalistischen» Bolschewismus vor Augen zu haben.

Geht es in Kohns Buch mehr um das Wesen des Nationalismus, so gibt uns *Benedetto Croces Geschichte Europas im 19. Jahrhundert* (die hier anlässlich einer deutschsprachigen Neuauflage kurz erwähnt sei) vor allem einen tiefen Blick in das Wesen und die Geschichte der liberalen Idee, der Religion der Freiheit, wie er sie nennt²⁾. Der Philosoph Croce macht in seinen geschichtlichen Darstellungen kein Hehl aus seinem philosophischen Glauben. Seine Grundthese, die Identität von Philosophie und Geschichte, wird hier tatsächlich in erstaunlichem Maße verwirklicht, ohne daß die so oft befürchteten Gewalttätigkeiten gegenüber der historischen Entwicklung eintreten. Wohl sind Croces Urteile oft doktrinär scharf und seine Formulierungen oft philosophisch kühn und spekulativ, aber sie machen andererseits gerade den unendlichen Reiz dieser historischen Darstellung aus. Sie ist voller pathetischen Schwunges und logischer Eindringlichkeit zugleich. An der Idee der Freiheit werden alle geschichtlichen Vorgänge und Persönlichkeiten gemessen; denn die Geschichte ist ja per definitionem Geschichte der Freiheit. Freiheit wird dabei keineswegs nur als ethisches, sondern auch als logisches Prinzip der Geschichte verstanden; denn es ist nicht nur der *Sinn* der Geschichte, Freiheit verwirklichen zu sollen, sondern es ist ihre *Logik*, daß sie es auch wirklich tut. Eine endgültige vollkommene Erringung der Freiheit kann es dabei nicht geben; im Kampf zwischen Freiheit und Unfreiheit gibt es keinen Endsieg. Denn das positive Moment der Freiheit braucht das negative Moment der Unfreiheit, der Unterdrückung, der Tyrannei, der Intoleranz, um sich an ihm immer wieder neu zu entzünden. So will es das dialektische Prinzip der historischen Entwicklung. Die liberale Idee des 19. Jahrhunderts ist so nur eine neue, zugleich intensivere, bewußtere, lebensvollere Fassung der uralten Parole der Freiheit. Auf solchem Hintergrunde werden dann die machtvollen nationalen Bewegungen des Jahrhunderts betrachtet, und das Urteil über die einzelnen nationalen Ideen und Schöpfungen hängt davon ab, ob sie die liberale Idee in sich aufgenommen und verwirklicht oder aber mißbraucht und unterdrückt haben. So erscheinen denn die italienische und die deutsche nationale Erneuerung wohl als zwei Meisterwerke; das eine aber ist ein Meisterwerk des europäischen liberalen Geistes, das andere ein solches der diplomatischen Kunst und der militärischen Macht — zwei Meisterwerke, die ungefähr so verschieden sind wie eine schöne Dichtung und eine mächtige Maschine.

Wie es aber keineswegs in den Sternen geschrieben stand, daß eine «mächtige Maschine» das Produkt der nationalen Erneuerung Deutschlands werden mußte, wie

²⁾ Benedetto Croce: *Geschichte Europas im 19. Jahrhundert*. Zweite verbesserte Auflage. Europa-Verlag, Zürich-Wien 1947.

vielmehr in einer bestimmten Phase der deutschen Entwicklung alles darauf hinzuwirken schien, auch Deutschland werde in der Form einer «schönen Dichtung» seine nationale Wiedergeburt erleben, das zeigt uns Wesen und Schicksal der deutschen Revolution von 1848. Warum dieser so hoffnungsvoll begonnene Erneuerungsversuch scheiterte und was dieses Scheitern für unabsehbare Folgen hatte, darüber ist gerade anlässlich der Jahrhundertfeier des verflossenen Jahres, besonders von deutscher Seite selbst, viel geschrieben worden. Nur erwähnt seien hier, weil für schweizerische Leser leider kaum erreichbar, das schöne und in echt liberalem Geiste geschriebene Buch von *Theodor Heuß* und die kleine Säkularbetrachtung *Friedrich Meinecke*, der mit der unübertrefflichen Meisterschaft des Altmeisters die Tragik der deutschen Geschichte von 1848 und seit 1848 erhellt³⁾. Dafür sei um so mehr auf das Buch von *Ricarda Huch* über 1848 hingewiesen, das vor einigen Jahren ebenfalls in schweizerischer Neuauflage erschienen ist⁴⁾. Der unübertreffliche Wert dieses Buches liegt darin, daß hier ein Geist am Werke war, dem historisches Verständnis und dichterische Gestaltungskraft gleichermaßen eigen sind. Ricarda Huch hatte tiefe Ehrfurcht vor der Wahrheit der Geschichte. Sie stellte ihre dichterische Kraft durchaus in den Dienst der geschichtlichen Wahrheitssuche, und das scheidet sie wesentlich von so vielen andern, der Geschichte gegenüber weniger respektvollen «historischen Schriftstellern», denen die Geschichte meist nur Requisitenkammer für die Inszenierung eigener Phantasiestücke ist.

Walther Hofer

Schweizerische Kunst

Von den zehn in Aussicht genommenen Monographien, die die Kommission für die Ausstellung schweizerischer Kunst in Paris 1924 unter der Leitung von Professor *Paul Ganz* herausgibt, ist nun 1947 der dritte Band erschienen, in dem *Hans Reinhardt* in eingehender, übersichtlicher und sehr zuverlässiger Weise in chronologischer Folge *Die kirchliche Baukunst in der Schweiz* skizziert^{*)}. Nachdem dieses Thema noch nie in großem Zusammenhang monographisch behandelt worden ist, muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß eine solche auf streng wissenschaftlicher Basis verfaßte Darstellung vor allem dem Laien große Vorteile bietet. Viel besser als in Spezialwerken gewinnt er hier einen kurzen Überblick; er erkennt gleich die Rolle, die ein Bau in seiner Umwelt spielt und erhält ein Gefühl dafür, wo die Höhepunkte zu suchen sind. Sehr zu schätzen ist es, daß der Verfasser auch die älteren Perioden, die doch die Basis der ganzen späteren Entwicklung bilden, also die ersten christlichen Jahrhunderte, die Zeiten der Merowinger, der Karolinger und der Burgunder sehr ausführlich und sorgfältig behandelt, auch wenn oder vielleicht gerade weil die übriggebliebenen Zeugen dieser Epochen nicht so zahlreich sind. Selbstverständlich wird auch die Darstellung der romanischen und gotischen Kirchen ihrer Bedeutung gerecht; am eingehendsten wird, wie recht und billig, der unvergleichliche Reichtum der barocken Kirchen vor uns ausgebreitet. Zuletzt werden die Stilmachungen des 19. Jahrhunderts und die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete des Kirchenbaus gewürdigt. Bemerkenswert sei noch, daß auf einer Reihe Tafeln gegen hundert der wichtigeren Beispiele in guten Bildern wiedergegeben sind und nur eines hat mir bei dieser Publikation gefehlt: Pläne der wichtigeren Bauten. Denn auch die beste Photographie kann einen Grundriß nicht ersetzen, aus dem allein auch für den Laien die gesamte Struktur eines Baus sofort klar erkennbar ist. Es wäre wünschbar, daß in einer späteren Auflage das Unterlassene nachgeholt würde.

Ernst Schmid, dessen in den «Basler Nachrichten», dem «Bund» und der «Neuen Zürcher Zeitung» erschienene Aufsätze über Tessiner Kunstdenkmäler dem einen und andern bekannt sein werden, hat 1948 begonnen, diese Arbeiten unter dem Titel

³⁾ Theodor Heuß: 1848. Werk und Erbe. Curt E. Schwab, Stuttgart 1948. — Friedrich Meinecke: 1848. Eine Säkularbetrachtung. Lothar Blanvalet, Berlin 1948.

⁴⁾ Ricarda Huch: 1848. Die Revolution des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Atlantis-Verlag, Zürich 1944.

^{*)} Verlag Birkhäuser, Basel.

Tessiner Kunstführer beim Verlag *Huber* in Frauenfeld zu veröffentlichen. Im Vorwort bemerkt zwar der Verfasser mit Recht, daß es sich hier um ein ganz andersartiges Werk als *Jennys Kunstführer der Schweiz* handle und ich muß sagen, daß ich einen andern Titel, z. B. «Kunstschatze des Tessin», zweckentsprechender und passender gefunden hätte. Denn hier handelt es sich nicht um ein Reisehandbuch, bei dem nichts fehlen darf und durch das man in Schlagworten nur auf das Wesentliche aufmerksam gemacht wird, sondern um oft ziemlich weit ausgreifende Aufsätze, die man eher als Vorbereitung zu einer Tessiner Reise oder nach der Rückkehr zu den heimatlichen Penaten gerne lesen wird, wohl kaum aber bei einem eiligen Besuch vor den Denkmälern selbst. Von der auf fünf Bände berechneten Sammlung sind nun die zwei ersten handlichen Bändchen erschienen. Der erste ist Lugano selbst und seiner nächsten Umgebung gewidmet. Wir lernen also hier alle Orte am Luganer-See und an den umliegenden Berghängen kennen; im Norden werden wir bis Ponte Capriasca mit seiner sehr bemerkenswerten Kopie von Leonardos Abendmahl geführt. Das zweite Bändchen behandelt den anschließenden südlichsten Kantonsteil, das offenbar immer noch zu wenig bekannte Mendrisiotto. Denn hier finden wir nicht nur unter den Kirchen, sondern auch unter den profanen Bauten manches, das eine Fahrt in jene Gegenden lohnt. Aber auch Werke der unter lombardischem Einfluß stehenden Malerei sind da und dort zu sehen; in Navazzona tritt uns sogar eine weitere Kopie von Leonardos Abendmahl entgegen. Wenn ich nun diese Büchlein Wanderern ins Tessin warm empfehlen möchte, so geschieht dies, weil sie sich zur Orientierung über die Denkmälerwelt unseres südlichen Kantons besonders gut eignen; der Verfasser scheint eine besondere Gabe zu besitzen, an und für sich etwa trockene und komplizierte kunstgeschichtliche Untersuchungen auf eine besonders anregende, ja unterhaltsame Weise auch Fernerstehenden nicht nur zu erläutern, sondern sie auch für den behandelten Stoff und seine Probleme zu erwärmen. Jedem der beiden Bändchen sind etwa 15 Bildertafeln mit Aufnahmen des Verfassers beigegeben; der Text hätte jedoch durch eine größere Anzahl Abbildungen unbedingt gewonnen. Ich weiß wohl, daß die heutigen hohen Klischeekosten solchen Wünschen hindernd im Wege stehen; aber vielleicht ließe sich doch, in ähnlicher Weise wie in der neuesten Auflage von *Jennys Kunstführer der Schweiz*, eine Unterbringung mehrerer Bilder auf einer Tafel in Aussicht nehmen?

Bei *Schwabe* in Basel hat *Hans Koegler* 1943 *Die Bilder zum Gebetbuch Hortulus animae* von *Hans Holbein d. J.* herausgegeben. Der «hortulus animae», das Seelengärtlein, ist ein am Anfang des 16. Jahrhunderts weitverbreitetes Gebetbuch gewesen, für das zu Beginn der 1520er Jahre Holbein den Auftrag erhielt, eine Reihe Bilder zu liefern. Er hat den Auftrag auch tatsächlich ausgeführt und so ist seine älteste Buchillustration entstanden; denn der berühmte Totentanz und die Bibelillustrationen stammen erst aus viel späterer Zeit. Über der Veröffentlichung aber schwebte ein Unstern, der seine sehr natürliche Ursache hatte; denn es ist begreiflich, daß die der Reformation vorangehenden Kämpfe das Interesse für ein Gebetbuch des alten Glaubens untergraben mußten. Immerhin aber ist ein im Amerbachschen Kunstkabinett verwahrtes Probedruckblatt mit acht Darstellungen später vom Basler Kupferstichkabinett übernommen worden und andere Druckstöcke sind einige Jahrzehnte später nach Lyon gelangt, wo der Verleger *Frellon* 1546 Abdrücke in zwei Ausgaben zusammen mit andern weniger wertvollen, aus Basel und Lyon stammenden Holzschnitten veröffentlichte. Später sind dann die Druckstöcke durch einen französischen Buchbinder *Ludwig Perrin* wieder in ihre oberrheinische Heimat gelangt, wo sie 1553 in einer deutschen Ausgabe des *Hortulus animae* in Freiburg i. Br. Verwendung fanden. Auf die sehr ausführlichen stilkritischen Untersuchungen des Verfassers folgt der Bilderteil, der mit dem Faksimile einer Seite der zweiten Lyoner Ausgabe beginnt, worauf die einzelnen Bilder — Erzählendes und Einzelgestalten — auf über hundert Tafeln in natürlicher Größe, bzw. Kleinheit den Hauptteil bilden; einige Vergrößerungen bilden den Abschluß.

In den von Professor *Hahnloser* herausgegebenen, bei *Benteli*, Bern-Bümplitz, erscheinenden Berner Schriften zur Kunst hat *Alfred Scheidegger* 1947 die *Berner Glasmalerei von 1540 bis 1580* behandelt. Diese sehr gründliche Arbeit beginnt mit einem allgemeinen Teil, in der der Verfasser das behandelte Thema in einen weiteren, auch allgemein kulturellen Zusammenhang stellt und uns über Geschichte, Bedeutung, Technik und Stil der Wappenscheiben orientiert. Dann wird der Versuch unter-

nommen, die Berner Glasmaler der späteren Renaissance, wie Gösler, Mathis und Thüning Walther, Bilger Steinegger, Hans Huber, Bickhart in Art und Wesen klar herauszuarbeiten. Die Quellen ihrer Darstellungen — besonders Buchmalerei und Holzschnitt — werden festgestellt und die Rolle dieser Glasmaler innerhalb der schweizerischen Kunstentwicklung fixiert; sie ist, z. B. im Gegensatz zum Holbeinschen Scheibenstil, trotz Aufnahme vieler neuer Motive stark traditionsgebunden und bevorzugt zweidimensional-atektonische, mehr dekorative, der Glasmalerei adäquate Kompositionen. Im Anhang werden ein Katalog der bekannten Berner Glasgemälde, Risse und Vorlagen, Auszüge aus den Seckelmeisterrechnungen, biographische Notizen und Monogramme der Berner Glasmaler gebracht. Besondere Erwähnung verdient die orientierende Einleitung von Hahnloser, die mit treffenden Worten über das wirklich Wesentliche der Glasmalerei orientiert.

In den bei *Birkhäuser* in Basel von Professor *Gantner* herausgegebenen *Basler Studien zur Kunstgeschichte* ist 1947 als 4. Band eine sehr erfreuliche Arbeit von *Hanspeter Landolt* über die *Jesuitenkirche in Luzern* erschienen. Nach einer geschichtlichen Einleitung wird in sehr gründlicher Weise über die untergegangenen früheren Bauten, den heutigen, 1667/77 errichteten Bau und seine zum Teil nicht weiter berücksichtigten Entwürfe referiert. Von besonderem Wert scheinen mir die Untersuchungen Landolts über die Stellung des Baus im Vergleich zum Gesù-Schema sowie innerhalb der Schweizer Barockkunst und den frühbarocken Kirchen Süddeutschlands. Sie birgt ja manches Rätsel; so erscheint z. B. der Verzicht auf die Vierung zu Gunsten eines reinen Einheitsraums doch recht seltsam. Eher als den «Endpunkt einer nicht mehr genau erfassbaren Entwicklung» hält, sicher mit Recht, der Verfasser den Bau doch für ein durch italienische und süddeutsche Anregungen entstandenes eklektisches Werk. Den Abschluß der Abhandlung bildet die Beschreibung und stilkritische Untersuchung der reichen Stukkaturen. Es handelt sich um später zum Teil verschwundene frühbarocke Arbeiten von Wessobrunner Stuckatoren, die ja auch noch an andern Orten in der Schweiz (Luzern, Oberdorf, Pruntrut) gearbeitet haben; dazu treten in der Mitte des 18. Jahrhunderts noch Rokokostukkaturen im Hauptschiff und in der Aloysiuskapelle. Des Krieges wegen konnte der Verfasser die in den Archiven des Jesuitenordens in Rom und München liegenden, auf die Jesuitenkirche in Luzern bezüglichen Dokumente nicht einsehen; aber trotzdem war es ihm möglich, uns mit viel Material bekannt zu machen, das beim ferneren Studium der frühbarocken Entwicklung nördlich der Alpen von großem Werte sein wird.

Ein Buch stattlichsten Formats über *Schweizer Barockkirchen* hat 1948 der Verlag *Huber* in Frauenfeld herausgegeben. *Hanspeter Landolt* hat den einführenden Text dazu geschrieben und *Theodor Seeger* hat, zusammen mit *Hedi Seeger-Müller*, die Aufnahmen, nach denen die ca. 140 meist ganzseitigen Autotypien hergestellt sind, beige-steuert. Bauten, die zwar zum Teil schon längst bekannt sind, treten da in immer wieder neuen Aspekten vor uns hin; aber diese längst bekannten Barockbauten verdichten sich wegen ihrer großen Zahl und ihres imponierenden Reichtums zu einem Eindruck von einer bisher kaum gekannten Intensität. So bringt uns diese imponierende Heerschau in lebendigerer Weise als früher zum Bewußtsein, daß die Schweiz im Barockzeitalter in einer Baubewegung gestanden ist, die von wahrhaft universaler Bedeutung war. Denn nie hat eine frühere Zeit die ererbten kirchlichen Bautypen auf so souveräne, ich möchte fast sagen revolutionäre Weise zu neuen Bildungen umgestaltet; man denke nur an die Verschmelzungen longitudinaler und zentraler Raumgedanken an Kirchen wie Einsiedeln und St. Gallen. Und noch nie sind alle Kunstgattungen, Architektur, Malerei, Plastik und selbst die angewandten Künste zu einer solchen Einheit zusammengewachsen, wie damals. Und beispiellos ist schließlich auch die auffallend hohe Durchschnittsqualität, die die meisten der damals errichteten Bauten aufweisen. Von einer schweizerischen Kunst im nationalen Sinne dürfen wir allerdings nicht reden, denn es handelt sich gerade bei den führenden Bauten fast stets um Schöpfungen von süddeutsch-vorarlbergischen Meistern oder auch etwa von Wanderarchitekten des Jesuitenordens, unter deren Händen eine Kunst erblüht, die sich nach eigenen, ihr innewohnenden Gesetzen entwickelt. Aber Landolt unterläßt es nicht, auch das spezifisch Schweizerische herauszuarbeiten; es spricht sich, wie kaum anders zu erwarten, in einem Hang zum Logisch-Nüchternen, in einer Dämpfung des barocken Überschwangs und einem Überwiegen des Typischen

gegenüber dem Individuellen aus. Die ausführliche Darstellung des Verfassers, in der er die Barockkunst aus ihren Anfängen vor uns erstehen läßt, verdient jedenfalls alles Lob und das gleiche gilt auch für die Aufnahmen von Seeger. Von hervorragender Schönheit sind dessen zahlreiche Wiedergaben von Einzelheiten, die den zehn Bauten, auf die sich das Buch sehr weise beschränkt, entnommen sind; in ihnen kommt der unerschöpfliche Reichtum der barocken Formenwelt in geradezu erstaunlicher Weise zum Ausdruck.

Ein bisher als Ganzes noch nicht behandeltes Gebiet, *die Romantik in der Schweizer Malerei*, hat Paul Wescher in einem 1947 im Verlag Huber in Frauenfeld herausgekommenen Buche behandelt. Man muß ihm unbedingt zustimmen, wenn er von vorneherein davon abgesehen hat, in altgewohnter Weise die einzelnen Künstler in den Vordergrund zu schieben und den Stoff um die verschiedenen Maler jener Zeit zu gruppieren. Denn bei der aus der Sturm- und Drangperiode hervorgewachsenen Romantik haben weniger die Künstler als die in der zeitgenössischen Literatur niedergelegten Ideen und Vorstellungen die geistige Atmosphäre geformt und damit auch die Kunst beeinflußt. Der Verfasser hat daher vollkommen recht, wenn er, um zu einer klaren Übersicht über diese Zeit zu gelangen, von den damals herrschenden Geistesströmungen ausgegangen ist. Eine solche war z. B. das vor allem von den deutsch-römischen Malern getragene Nazarenertum, das in mancherlei Wechselwirkungen mit der auch bei uns damals sich entwickelnden historischen Malerei stand. Daneben aber äußerte sich der ebenfalls aus dem Sturm und Drang hervorgegangene, oft bis zur Dämonie gesteigerte Hang zur Kritik und zur Karikatur. Vor allem aber ist für die Schweiz damals ein neues Interesse für die alpine Malerei wach geworden. Es hat mit der Alpenmalerei der vergangenen Epoche nur wenig zu tun; es stand sowohl zur schematischen Vedutenmalerei als auch zur heroischen und idyllischen Idealisierung, die kurz vorher noch so beliebt war, in starkem Gegensatz. Diese neue Alpenmalerei ging vielmehr vom italienischen Landschaftsbild aus und bemühte sich daher vor allem um eine getreue Beobachtung und Wiedergabe der Erde und ihres Gefüges. Als letzte Strömung führt dann der Verfasser das zum Teil als Reaktion gegen das Pathos des Klassizismus entstandene kleinbürgerliche und sentimentale Lebensgefühl an, das dann im breit einherfließenden Strom der biedermeierlich-romantischen Malerei seinen künstlerischen Ausdruck fand. Man muß dem Verfasser Dank wissen, daß er uns in seiner gediegenen Arbeit eine so klare Analyse des geistigen Gehalts dieser Zeit und ihres Idealismus gegeben hat; denn wenn auch andere Epochen oft kühnere Flüge ins Reich der Kunst unternommen haben, muß man andererseits doch zugeben, daß wenige Zeiten so viel Enthusiasmus und Glauben an allgemein menschliche und kulturelle Werte hervorgebracht haben, wie dieser «letzte schöne Sonntag» in der Welt; nachher kam ja die dunkle Nacht des prosperity-Glaubens, des Nationalismus und des Imperialismus, die zu durchleben unsere Generation verurteilt war. Bemerkte sei noch, daß auf den Text ein Bilderteil auf etwa 70 Tafeln folgt; der Verfasser hat sich hier offensichtlich bemüht, möglichst prägnante Beispiele für die im Text skizzierten geistigen Strömungen vorzuzeigen.

Wenn von Büchern über Schweizer Kunst die Rede ist, so gehört auch der von Joseph Gantner 1948 bei Schwabe in Basel herausgegebene *Briefwechsel* zwischen unsern zwei bedeutendsten Kunsthistorikern, nämlich Jacob Burckhardt und Heinrich Wölfflin, hierher. Aber es handelt sich nicht nur um Briefe, denn schon der genauere Titel: *Briefwechsel und andere Dokumente ihrer Begegnung 1882/97* zeigt uns, daß der Herausgeber auch noch andere Aufzeichnungen, nämlich Notizen aus Tagebüchern usw., herbeigezogen hat, um uns ein möglichst vollständiges und anschauliches Bild des Verhältnisses zwischen diesen zwei hervorragenden Geistern zu geben. Und dies ist ihm auch in sehr schöner Weise gelungen; denn durch diese Gegenüberstellung zweier so scharf ausgeprägter Persönlichkeiten erfahren wir doch manches Neue, das wir bisher nicht beachtet haben. Vor allem ihre nicht nur durch den großen Altersunterschied, sondern durch sehr verschiedenartige Charakteranlagen bedingte starke Gegensätzlichkeit, aber auch ihre oft so gerne übersehenen gemeinsamen Grundzüge werden da in geradezu plastischer Klarheit herausgearbeitet. Da ist auf der einen Seite Jacob Burckhardt, der, von der Kulturgeschichte ausgehend, zur Kunst gelangt und der uns immer wieder durch seine sinnlich-konkrete, farbenreiche Sprache, durch seine Herzenswärme und durch seinen Phantasiereichtum bezaubert. Bei dem vom Interesse an psychologischen Analysen ausgehenden Wölfflin

dagegen sprudeln die Worte und Wendungen nicht so lebendig wie bei Burckhardt hervor; er ist, besonders im mündlichen Verkehr, immer merkwürdig reserviert und zurückhaltend gewesen. Bedächtig und langsam, beinahe stockend entwickelt er seine Gedanken, um dann aber zu kristallklar, scharf und prägnant formulierten Lösungen zu gelangen. Es gehört nun zum Reizvollsten, in diesem Buche zu beobachten, wie bei all dieser Verschiedenheit des Temperaments und des Alters doch immer wieder Gemeinsames sich zeigt. Denn obgleich Burckhardt und Wölfflin auf durchaus verschiedenen Wegen ihre Ziele zu erreichen suchen, wird uns doch immer klarer, wie sie eigentlich doch beide nach der gleichen Erkenntnis der lebendigen Kräfte streben, die allem künstlerischen Gestalten zu Grunde liegen. Denn man darf nicht vergessen, daß auch Burckhardt bei allem Interesse für das einzelne Phänomen doch auch die Konstanten und die Denkweisen einer Zeit zu ergründen trachtete. Es entbehrt jedenfalls nicht der Spannung, aus diesem Briefwechsel zu sehen, wie Burckhardt und Wölfflin einander mit den Jahren immer mehr verstehen lernen; rührend ist es, wie Burckhardt an den Arbeiten und Plänen des Jüngeren immer stärkeren Anteil nimmt.

Zuletzt seien in dieser Besprechung von Büchern über Schweizer Kunst wenigstens mit kurzen Worten noch zwei Arbeiten über ausländische Kunst genannt, die ein Zeugnis des starken Interesses sind, das in der Schweiz veranstaltete Ausstellungen ausländischer Kunstwerke bei uns ausgelöst haben. Beim ersten dieser Bücher handelt es sich um eine Veröffentlichung von *Handzeichnungen europäischer Meister aus der Albertina*, die der Iris-Verlag in Bern in der von Hans Zbinden herausgegebenen Serie *Irisbücher der Natur und Kunst* 1948 publiziert hat. Auf 19 farbig reproduzierten Faksimiletafeln und auf neun weiteren im Text verstreuten Abbildungen sehen wir da Handzeichnungen von Künstlern der wichtigsten Schulen; von Italienern treten uns Botticelli, Rafael, Michelangelo, Tizian, Veronese, Guardi und Correggio entgegen, von Deutschen Dürer und Altdorfer, von Vlamen und Niederländern Rubens und Rembrandt, sowie Ruysdael, Pieter Breughel, Aart van der Neer, von Franzosen Clouet, Claude Lorrain, Watteau. Wenn ich dieses Buch besonders empfehlen möchte, so geschieht dies vor allem aus zwei Gründen. Einmal handelt es sich hier um Handzeichnungen, also um die persönlichsten Dokumente eines Künstlers, in denen das Werden einer Idee, das künstlerische Wollen und die ganze geistige Haltung in reinster Weise zum Ausdruck kommen. Dann aber verleiht die Einführung von *Walter Überwasser* diesem Buche einen ganz besonderen Wert. In sehr lebendiger Weise redet er da über das Wesen des Zeichnerischen, über die Einstellung des modernen Menschen zu solchen Skizzen und Handzeichnungen usw. zu uns; besondere Freude hatte ich an den Abschnitten, in denen er uns in konkreter und sehr anregender Weise Art und Wesen der einzelnen Künstler nahebringt. Einige historische Notizen über die Albertina bilden den Abschluß.

Menschlich besonders ergreifend ist sodann eine im Anschluß an die Berner Gedächtnisausstellung von 1946 erschienene Publikation über *Käthe Kollwitz*, die wir dem *Renaissanceverlag* Bern danken. Die 83 in großem Format und in vorbildlicher Technik ausgeführten Wiedergaben nach Werken der Künstlerin werden bei jedem einen tiefen Eindruck ihrer Kunst hinterlassen. Denn obgleich diese Kunst sich in den überlieferten naturalistischen Geleisen bewegt, gelingt es ihr doch, die Tragik menschlicher Nöte mit einer Intensität zu schildern, die geradezu ohne Parallele ist; dabei aber geht die Künstlerin jeder Übertriebenheit und jeder Sentimentalität aus dem Wege und dieser inneren Wahrheit ist es zu danken, daß diese Kunst jedem ans Herz greift, ihn erschüttert und sein Gewissen wachruft. Auch hier ist dem Bilderteil eine gut orientierende und von lebendiger Einfühlung zeugende Einführung vorangestellt, die *Schmalenbach* zum Verfasser hat. Er geht darin in eingehender Weise auf das Wesen, die Technik und die verschiedenen Entwicklungsphasen der Kollwitzschen Kunst ein und findet warme Worte für diese dem Individuellen aus dem Wege gehende und dafür das allgemein Menschliche betonende Kunst, bei der die Kraft der bildlichen Sprache aus jeder Linie in so eindrücklicher Weise zu uns spricht. Biographische Notizen bilden den Abschluß der wertvollen Ausführungen.

Samuel Guyer

Ein englischer Faust

Eine Übersetzung des Goetheschen Faust ins Englische ist ein Ereignis, zumal wenn sie in so bemerkenswerter Form erfolgt. Der Übersetzer, ein Amerikaner, offenbar schottischer Herkunft, hielt sich vor dem Krieg lange Zeit in Deutschland auf. Sein Landsmann, *Rockwell Kent*, entwarf die doppelseitigen Schwarz-Weiß-Illustrationen. Der *Goethetext* steht dem englischen Seite um Seite gegenüber. Er wurde 1941, nach fünfjähriger Arbeit, von *Carlyle F. MacIntyre* fertiggestellt, von *New Directions* in Connecticut im gleichen Jahr gedruckt und von der *Falcon Press* in London auch in England bekannt gemacht¹⁾.

So weit die Geschichte dieses stattlichen Bandes. Die Übersetzung selbst liest sich durchweg gut — sie ist sehr getreu und folgt nie der Versuchung mancher Übersetzer, tönende Klänge zu wählen, aber sich vom ursprünglichen Sinn zu entfernen. MacIntyre ist immer knapp, gelegentlich eher spröde als klangreich. Keinem Übersetzer können alle Goetheschen Gedanken in allen ihren Formen im gleichen Maße liegen — MacIntyre ist weniger lyrisch als sachlich treffend. Wählen wir etwa die Studierzimmerszene:

Faust: «Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen, —
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet ich!»

Mephistopheles: Topp!

Faust: «Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, die Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!»

Die Übersetzung lautet:

Faust: «If I ever rest on a lazy bed of ease,
then let me die at once. If you can beguile me
with blandishments, satisfy me with what I am,
or deceive me with pleasure,
let that be my last day. I'll bet on that!»

Mephistopheles: Done!

Faust: «Shake on it! Shake again! If I ever
say to the moment: „Don't go! you are so fair!“
you may throw me in chains: I'd want to die.
Let the death-bells toll, and you'll be free.
The clock may stand still, the hands drop down,
and time come to an end, for all of me!»

Von der süßen Zaubersprache Goethes ist hier keine Spur. Aber die Gewalt des Paktes mit all' seinen Folgen stechen um so stärker hervor. Vergleichen wir diesen Text mit der älteren Übersetzung John Ansters vom Jahre 1883:

1) Goethes Faust. A new American translation by Carlyle F. MacIntyre. With illustrations by Rockwell Kent, together with the German text. Norfolk, New Directions, Connecticut 1941. Falcon Press, London 1947.

Faust: «Comfort and quiet! — no, no! none of these
For me — I ask them not — I seek them not.
If ever I upon the bed of sloth
Lie down and rest, then be the hour in which
I so lie down and rest my last of life.
Can'st thou by falsehood or by flattery
Delude me into self-complacent smiles,
Cheat me into tranquillity? Come then,
And welcome, life's last day — be this our wager».

Mephistopheles: Done.

Faust: «Done, say I: clench we at once the bargain.
If ever time should flow so calmly on,
Soothing my spirits in such oblivion
That in the pleasant trance I would arrest
And hail the happy moment in its course,
Bidding it linger with me . . .
Then willingly do I consent to perish».

Dies ist zum Teil schlechtes Englisch; überdies ist es wortreich und voller Füllsel. MacIntyres Übertragung ist, trotz mancher Sprödigkeit, eine großartige Leistung — vielleicht führt sie gar zu einer Entdeckung Goethes durch Engländer und Amerikaner! Keine größere Gabe könnte dem größten aller deutschen Dichter zur Wiederkehr seines 200. Geburtstages im Jahre 1949 gewidmet werden.

F. W. Pick

Erinnerung an Spitteler

Diese Sammlung zeitgenössischer Zeugnisse über die Person des Dichters ist eine ausgezeichnete Ergänzung zu der großen offiziellen Spitteler-Ausgabe. Leonhard Beriger hat sie aus weit verstreuten gedruckten und ungedruckten Quellen zusammengetragen, ausgewählt, geordnet und mit einem sorgfältigen und taktvollen Kommentar versehen — die Aufgabe hätte nicht besser gelöst werden können¹⁾.

Auch wenn der Herausgeber betont, daß in letzter Instanz stets das Werk für sich selber und den Dichter zeugen muß, so anerkennt er doch erfreulicherweise den altmodischen, aber trotzdem legitimen Wunsch, den Dichter auch in der Spiegelung durch seine menschliche und sachliche Umgebung kennen zu lernen. Gerade im Falle Spittelers ist dies wichtig, denn seine Gestalt und ihre Wirkung ist ja noch immer durchaus nicht jeder Problematik enthoben. «Der Dichter und seine Zeit» — das ist gerade hier ein sehr bedenkenswertes Thema. Es ist eine oft etwas zufällige und nicht immer repräsentative Gruppe von Menschen, die Spittelers Ruhm trägt und verkündet, und im Grund ist es noch heute so. Spitteler, der Olympier aus Liestal, ist weder der schweizerischen noch der deutschen Literatur eindeutig eingegliedert, er bleibt etwas wie ein Außenseiter. Er ist ein besonders deutliches Beispiel für das fast hoffnungslose Verhältnis, in das der Dichter überhaupt im Lauf des 19. Jahrhunderts zu seinem Publikum, mit seiner Zeit gerät. Wir denken dabei nicht nur an die Reserve der Landsleute, die etwa reizend aus der Reaktion der beiden großen Basler Zeitgenossen Andreas Heusler und Jacob Burckhardt spricht und die erst dort bedingungslos verschwindet, wo der Dichter einmal Politiker geworden ist. Es gilt vor allem für die Maske, die Pose, in die sich der Dichter drängen lassen muß: Da ist immer wieder der forcierte «Weltmann», der auf dem Quai in Luzern unter den Fremden promenierte, baltisch akzentuiertes Hochdeutsch spricht, Börsenkurse notiert, mit jungen Damen scherzt und dann wieder, nicht viel überzeugender, ausruft: «Ich bin halt ein Kind!» Oder da ist der Dichter des Olympi-

¹⁾ Carl Spitteler in der Erinnerung seiner Freunde und Weggefährten. Gespräche, Zeugnisse, Begegnungen. Herausgegeben von Leonhard Beriger. Artemis-Verlag, Zürich 1947.

schen Frühlings, der Homer langweilig findet und sich dafür vom Zürcher Professor über die griechischen Götter orientieren läßt, da ist der Dichter, wie er von der Verehrerin überrascht wird: «zurückgelehnt in seinen großen Stuhl, Bleistift und Heft in den Händen, mit dem nach innen gerichteten und doch ins Weite schauenden Seherblick!» Ein ungeheures Maß an Willen muß Werk und Person prägen — «ce n'est que l'impossible, qui me tente» — und überprägt die Züge eines echten, gütigen und offenen Wesens. Es geht nicht ohne Stilisierung des Bildes, durch den Dichter oder seine Jünger (peinlich in der «modernen Sage» von Friedrich Meß), weil die natürliche Funktion des Dichters in der Gesellschaft gestört ist. Gerade darum aber wirken umso stärker jene Beiträge, in denen, wie etwa in den Seiten Ruth Waldstetters, Verehrung und kluge Distanz sich verbinden, um das Wesen «dieses stolzen, schweren und einsamen Lebens» zu umschreiben.

Max Wehrli

Erforschte Welt

Das etwas über 300 Seiten umfassende handliche Buch *Erforschte Welt* ist, wie es der Untertitel «Die wichtigsten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung» andeutet, eine gemeinverständliche Darstellung der Hauptprobleme der Naturwissenschaften¹⁾. Es verfolgt ähnliche Ziele, wie das umfangreichere Werk von B. Bavink, geht aber dabei seine eigenen Wege. Dies erhellt schon daraus, daß zur Einführung die Physik der Atmosphäre, mit ihren jedem Leser mehr oder weniger vertrauten Erscheinungen, herangezogen wird. Die Stellungnahme zu den philosophischen Problemen ist eine andere als bei Bavink. Da der knappe Raum zu einer gründlichen Erörterung dieser Fragen von vorneherein nicht ausreichen konnte, so wäre es vielleicht besser gewesen, wenn die zufolge der gebotenen Kürze etwas ausfällig und apodiktisch geratene Stellungnahme zu den genannten Problemen überhaupt unterblieben wäre. Die durch zahlreiche Abbildungen, sowie durch tabellarische Zusammenstellungen unterstützte Darstellung ist in ihrer Kürze meisterhaft; das Sachverzeichnis enthält gleichzeitig eine kurzgefaßte Erklärung der verwendeten Fremdwörter. Ganz voraussetzungslos kann eine solche Einführung naturgemäß nicht sein; das Maß der beim Leser vorausgesetzten Kenntnisse ist in wohl-abgewogener Weise auf die Bildungsziele der Mittelschulen jeder Richtung abgestimmt. So ist dem erfreulichen Werke eine weite Verbreitung zu wünschen.

Bernhard Peyer

Politik und Wirtschaft

Das Buch *Politik und Wirtschaft in den Entscheidungsjahren 1936—1946* wirkt außerordentlich lebendig. Es enthält Auszüge aus rund einem halben Tausend Wochenberichten der Bank *Julius Bär & Co.**.

Die Originaltexte dieser Wochenberichte tragen den Stempel des Aktuellen, sind sie doch unter dem Eindruck der Tagesereignisse zu deren besserem Verständnis geschrieben worden, wobei vorzugsweise die wirtschaftlichen Hintergründe und Auswirkungen des politischen und militärischen Geschehens beleuchtet und zum Teil analysiert wurden. Das Buch ist kein Geschichtswerk, wohl aber ein wertvoller Beitrag zur neuesten Weltgeschichte. Besonders wertvoll ist, daß die spontanen Reaktionen auf entscheidende Ereignisse festgehalten sind. Das Ziel der Veröffentlichung ist, einen Rückblick auf das Jahrzehnt, in das der zweite Weltkrieg fiel, zu gewinnen und dem künftigen Geschichtsschreiber eine Art Augenzeugen-

¹⁾ Emil J. Walter: *Erforschte Welt. Die wichtigsten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung*. Francke, Bern 1946.

^{*} *Politik und Wirtschaft in den Entscheidungsjahren (1936—1946)*. Aus den Wochenberichten einer Zürcher Privatbank (Julius Bär & Co.), zusammengestellt von Dr. Jean Halpérin. Francke, Bern 1947.

bericht zur Verfügung zu stellen. Politik und Wirtschaft sind Jahr für Jahr in besonderen Kapiteln behandelt. Dies entspricht auch der Betrachtungsweise vom Gesichtspunkt des Historikers und des Nationalökonomen aus. Die lückenlose Aufzeichnung der Ereignisse lag schon dem Herausgeber der Wochenberichte fern, und noch weniger kann das von *Halpérin* bearbeitete Buch als Chronik bezeichnet werden. Die bedeutsamsten politischen und militärischen Ereignisse werden mit klarem Blick für das Wesentliche geschildert und in die wirtschaftlichen Zusammenhänge hineingestellt. Dem Entstehen des politischen Unbehagens im Jahre 1936 werden die damaligen allgemeinen Tendenzen der Wirtschaft und die Währungsabwertungen gegenübergestellt. Die spätern Vorkriegsjahre sind durch Rüstungen und Friedensbemühungen gekennzeichnet; ein Vergleich der Wirtschaftspolitik Englands und Deutschlands in der nämlichen Periode läßt erkennen, unter welcher ungleichen wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen diese beiden Länder in den Krieg traten.

Die im Verlaufe der Kriegsjahre herausgegebenen Wochenberichte behandeln nationalökonomische Probleme im engeren Sinn wie Nationaleinkommen und Lebenshaltung, dann vor allem die Kriegswirtschaft des In- und Auslandes, die den Stempel der kriegsbedingten Mangelwirtschaft trägt. Wo zur unmittelbaren Unterstützung der Kriegführung Maßnahmen auf dem Gebiete der Wirtschaft ergriffen wurden, trat die Wehrwirtschaft in Erscheinung. Ein derartiger Fragenkomplex ergab sich aus dem in den meisten kriegführenden Ländern herrschenden Mangel an Menschen an der Front und in der Wirtschaft.

Von ganz besonderem Interesse sind auch die Ausführungen über die Kriegsfinanzierung. In diesem Zusammenhang wird gesagt, daß der Krieg von der Gegenwart nur dann tatsächlich bezahlt würde, wenn die gesamten Kriegskosten des Staates von ihm durch Steuern aufgebracht würden. Es gibt nun aber prominente Nationalökonomen, welche die Ansicht vertreten, daß mit dem letzten Schuß der Krieg auch bezahlt sei, daß aber für eine angemessene Verteilung der Lasten Maßnahmen notwendig seien, deren Durchführung sich auf Jahre und Jahrzehnte erstrecken kann.

Der Wert des Buches für den Nationalökonomen und den Wehrwirtschaftler liegt zur Hauptsache darin, daß nun endlich einmal der Ablauf wirtschaftlicher Vorgänge nicht am Idealtyp der Friedenswirtschaft, sondern an den Voraussetzungen, wie sie der stete Wechsel zwischen Frieden und Krieg schafft, gemessen wird. Von der vorliegenden Berichterstattung kann nun allerdings keine Neuorientierung der nationalökonomischen Betrachtungsweise erwartet werden. Dagegen trägt sie wesentlich dazu bei, daß der Blick von den Modellen der theoretischen Nationalökonomie, die auf den Voraussetzungen der reinen Friedenswirtschaft beruhen, abgelenkt wird auf die wirklichkeitsnaheren theoretischen Grundlagen, wie sie vom Wirtschaftsleben, das sich stets unter dem Einfluß von Rüstung, Krieg und Wiedergutmachung abrollt, abgeleitet werden können.

Sam Streiff

Der echte Prophet paßt sich nicht der Masse an, die zu allen Zeiten für Gaukler und Wundermänner zu haben ist und ihnen Existenzmöglichkeiten gibt; im Gegenteil, er schwimmt gegen den breiten und trägen Strom der vielen. Er ist mit seinen besonderen Gaben, mit der Kraft seines Wortes, nicht der wohlfeile Diener der bestehenden politischen Ordnung und ihrer Exponenten. Er ist — und das gerade ist die Mission des Intellektuellen — in der Opposition; er fügt sich weder den bequemen ‚Sprachregelungen‘, mit denen man am Hof der Mächtigen unbequeme Wahrheiten dialektisch bemäntelt, noch dem gesellschaftlichen und traditionellen Zwang bestehender Hierarchien.

Ortega y Gasset